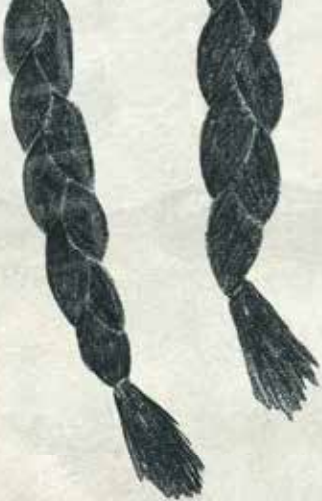




Olga
Stehlíková



Majnka

Balaena



Illustration
Andrea Tachezy

Übersetzung
Jana Kröttsch

Olga Stehlíková

Majnka

© BALAENA VERLAG 2026



Majnka

© BALAENA VERLAG 2026



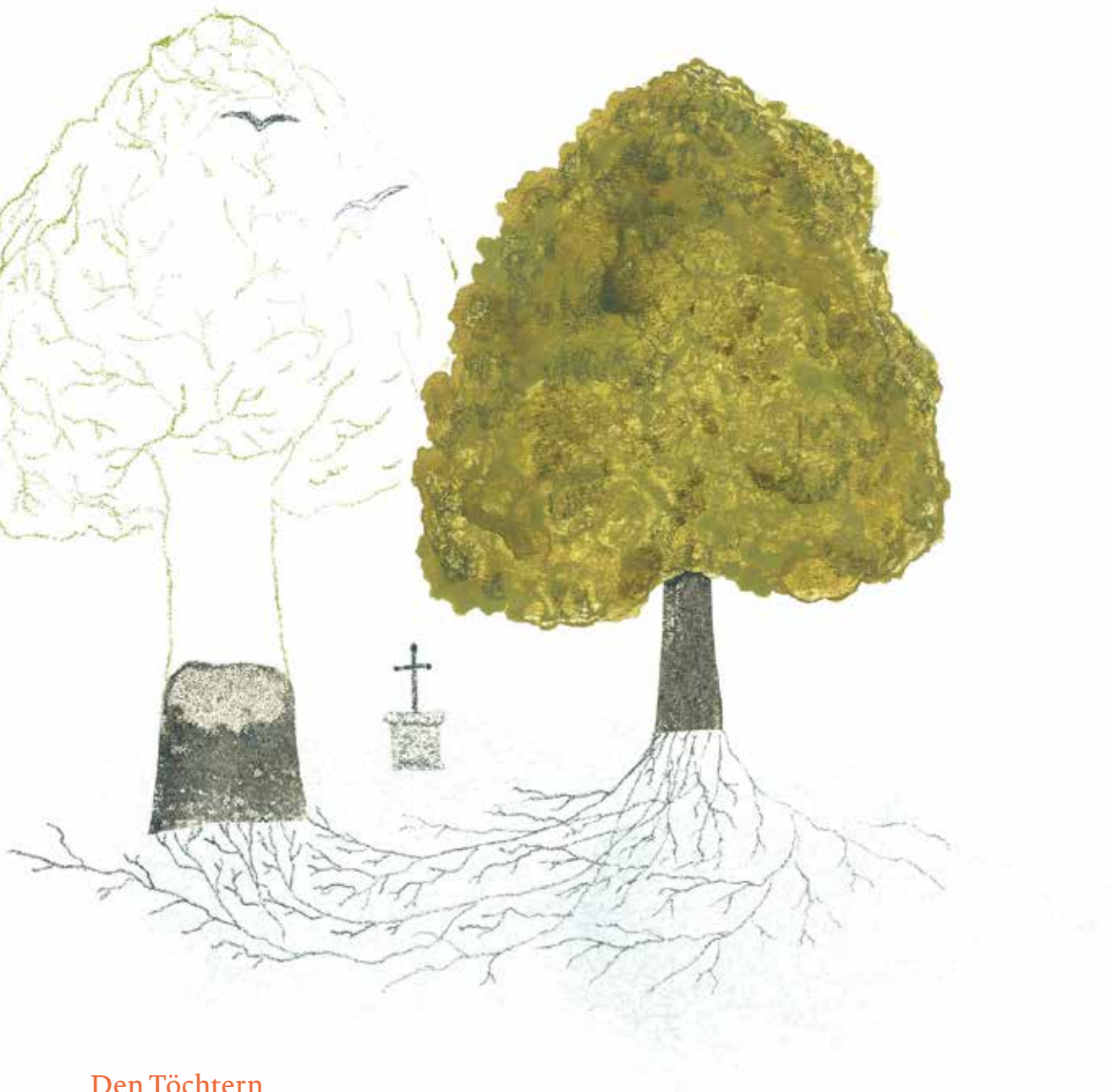
Autorin
Olga Stehlíková

Illustratorin
Andrea Tachezy

Aus dem Tschechischen von Jana Krötzsch

Erster Herbst

© BALAENA VERLAG 2026



Den Töchtern

Ich heiße Magdaléna. Daraus kann man Magda, Lenchen und sogar Magdalenchen machen – aber alle diese Möglichkeiten finde ich blöd. Mama nennt mich Majnka. „Du bist doch meine Majnka“, sagt sie immer zu mir, und dann umarmt sie mich. Meine Mama ist auch so eine Majnka, weil sie ja nur meine ist, aber ich nenne sie Mami. Geschwister habe ich keine. Außer meinem Papa habe ich noch Oma und Opa, aber die leben auf dem Land, während wir nur ein Stück von Prag entfernt wohnen. Ich sage trotzdem lieber, dass ich auf dem Dorf lebe, Vonoklasy ist ja schließlich ein Dorf, wenn auch bei Prag. Sein Name bedeutet im Tschechischen „Ährenduft“. Ich stelle mir immer vor, dass unser Dorf so heißt, weil meine Mama duftet wie das Getreide im Sommer, wenn es abends trocken und heiß ist und die Grillen und Grashüpfer ihre Musik machen. Meine Mama duftet am besten und hat die schönste Stimme, sie ist die Hübscheste, Liebste und Fröhlichste. Mama ist Naturwissenschaftlerin. Dieses Wort ist fast genauso lang wie Magdaléna. Das gedehnte „e“ darin regt mich echt auf. Es klingt wie „äh“. Ein Mitschüler nennt mich Lähna, wenn er mich ärgern will. Der heißt Viktor, das geschieht ihm recht.

Meine Mama hat herrliche lange, schwarze Haare und grüne Augen – das ist ganz selten, meine Mama ist etwas Besonderes. Ich habe zwar auch solche Haare, aber bei mir ist das nicht interessant. Und auch Oma hatte sie früher, nur sind ihre Haare jetzt eher weißgrau. Mein Papa ist witzig, ordentlich beleibt, also eigentlich etwas dick, und ich habe viel Spaß mit ihm. Es ist doch wurscht, dass er dick ist, finde ich. Soll er doch. Papa macht sich über nichts einen Kopf, für ihn ist die Welt amüsant und lustig und sicher.

Keine Geschwister zu haben kann nervig sein, weil du niemanden zum Spielen oder Erzählen hast, wenn du abends zu Hause bist oder Ferien hast, alles musst du allein machen. Aber mich stört das nicht, ich mache am liebsten alles alleine. Höchstens noch mit Mama. Ich habe ein ganzes Zimmer nur für mich, und alle meine Verstecke und Geheimnisse und Plätze, von denen niemand was weiß, gehören nur mir. Manchmal erzähle ich Papa davon, wenn er am Herd steht und irgendein köstliches Abendessen zaubert, auf das er furchtbar viel Wert legt, aber mir ist das Abendessen egal. Alles erzähle ich ihm natürlich nicht. Er macht sich sowieso über alles lustig.

Meine Oma nenne ich Babička oder Babi. Sie wohnt in einem Dorf, das Lhotka heißt, so wie jedes zweite tschechische Dorf, es liegt im Böhmerwald. Als ich noch klein war, war ich mit Mama monatelang bei Oma in Lhotka, das war mein Kindergarten. Ich hab es geliebt dort, alles: das Dorf, die Scheune, das Feld und vor allem den Wald – die Natur eben. Oma und Mama haben mir alles erklärt, und ich bin ihnen davongerannt, aus dem Garten in den Wald, und sie liefen mir nach. Ich mag den Duft des Dorfes und seine Geräusche, und am liebsten mag ich den Duft und die Geräusche von Wald, Wiese und Fluss. Zu Hause bin ich im Wald, wo es Moos gibt, Licht und Schatten in den Zweigen, feuchte und trockene und steinige Stellen, Gräser und Farne, verschiedene Tierfährten und Kotspuren, die man lesen kann, Rinde und Nadeln und Zapfen und Blätter von Bäumen – und Geheimnisse, die dort auf mich warten: Fellreste, Knochen, Verbissschäden und Gewölle, frische glänzende Hasenköttel, Triebe, Wurzeln und Zweige, Samen und Schösslinge, Tau auf dem Unterholz ... Auch

jetzt noch, wo ich schon groß bin, habe ich das alles sehr gern, vielleicht noch mehr. Jedes Mal finde ich irgendeine Überraschung im Wald. Ich mag das weiche Fell der Häschen, Eulengefieder und Habichtsaugen, Spinnenbeine und Waldbienennester, Dachsaugen, Rehpopos und Wachtelpünktchen. Nur Wildschweine mag ich nicht, vor denen habe ich furchtbare Angst.

Auch die verschiedenen Schattierungen der grünen Farbe mag ich. Jede hat einen eigenen Namen von mir bekommen: So nenne ich das ganz helle Grün Bleichgrün, das ist Mamas und meine Augenfarbe. Das mittlere Grün, wie es die meisten Laubbäume haben, ist das Blattgrün. Und das Dunkelgrün der Fichten und Kiefern ist das Nadelgrün. Ein dunkles Grün mit Braun drin, fast wie Khaki, nenne ich Moosgrün. Nach dem Moos, weil mir das Wort Khaki nicht gefällt. Es gibt noch mehr von diesen grünen Farben, aber das reicht für den Anfang.

Am meisten interessieren mich die Pilze und Tiere des Waldes, Raubvögel und Raubtiere. Ich versuche absolut alles über sie zu erfahren. Wenn ich in Prag bin, und das bin ich nun in der fünften Klasse dauernd, zeichne ich Tiere in jeder freien Minute. Ich zeichne und male sehr gern, aber immer nach irgendeiner Vorlage, die ich entweder im Kopf habe oder auf einem Bild. Oder ich suche das Tier im Internet und zeichne es nach. Diese Bilder lege ich in eine Mappe, in der jetzt schon sechsundvierzig Stück sind. Wenn Mama und ich sie durchblättern, erklärt sie mir etwas zu diesen Tieren. Meine Mama weiß alles über sie. Am allerliebsten aber mag sie Bäume. Bäume sind ihre Leidenschaft. Also ich schwärme ja viel mehr für Tiere als für Pflanzen. Pflanzen interessieren mich nicht so, vor allem wenn sie nicht mal blühen, aber wenn schon, dann sind mir die Bäume

erster herbst

unter ihnen am liebsten. Ganz sicher die Nadelbäume, zum Beispiel Lärchen oder Kiefern.

Super spannend finde ich auch schwarz-weiße Tiere. Bei uns leben zufällig ziemlich viele davon, auch wenn es scheint, als ob die Kombination schwarz-weiß in der Natur eine Ausnahme wäre. Ist sie nicht. Zum Beispiel die Nonne. Oder die Pfaffenhütchen-Gespinstmotte, die kennt garantiert keiner. Oder der Dachs, ein Waldtier. Viele Tiere haben übrigens im Namen das Wort „Wald“ oder „Gemein“, wobei das natürlich nicht heißt, dass sie böse sind. Wenn sie ein „Haus“ im Namen haben, interessieren sie mich nicht. Es gibt auch eine schwarz-weiße Spinne, die Holz-Zebraspringspinne. Oder die Schnee-Eule und den Waschbär. Den Trauerschnäpper und auch die Elster, wobei die in Wirklichkeit lila-blau-grün ist, eher metallfarben als schwarz. Wie toll die in der Sonne glänzt, wenn sie auch hässlich krächzt. Die Birke ist auch schwarz-weiß, aber die ist ja kein Tier. Oder das Zebra, der Panda oder der Schwertwal, klar – die leben aber wiederum nicht bei uns. Der Skunk. Der Schabrackentapir! Der weiße Tiger, der Pinguin, der Lemur, der Dalmatiner. Und verschiedene Kühe, Pferde und so weiter. Nagetiere, Fische und Schlangen. Aber die zähle ich nicht dazu, weil das bei denen nur eine Variation ihrer Haut ist. Auf meiner Liste schwarz-weißer Tiere stehen schon fünfunddreißig. Ich zähle übrigens gern, wie viel ich wovon habe. Es beruhigt mich, wenn ich den Überblick habe und es nicht nur so ungefähr weiß.

Aber am allerliebsten mag ich das Meer und die Meereswelt. Was-auch-immer vom und im Meer. Einfach alles. Vor allem Wale. Auch die räuberischen. Ich würde schrecklich gern mal einen Wal mit eigenen Augen sehen.

Was ich nicht mag, sind Parasiten und Galläpfel. Das sind solche ekligen Wucherungen auf Blättern und Zweigen, die den Bäumen schaden. Oder Pflanzentumore, die zum Beispiel auf Baumstümpfen wachsen. Sie haben verschiedene Farben und Formen und sind alle echt unappetitlich. So entstehen etwa an der Unterseite von Eichenblättern Galläpfel. Also die tauchen da nicht von alleine auf, sondern die Gallwespe macht sie. Das ist ein Insekt, das seine Eier in diese Beule legt, und später kommen da die Larven raus. Diese fressen Eichenblätter – aber erst, wenn die Blätter sowieso zusammen mit den Pflanzengallen abfallen. Also ist es wiederum nicht so gemein von den Gallwespen. Aber auch verschiedene Milben oder Pilze machen solche Pflanzengallen, und das ist schon schlimmer. Zum Beispiel am Birnbaum oder am Pflaumenbaum im Garten.

12 Ständig schweife ich ab und mache Gedankensprünge. Das passiert mir einfach, wenn mich etwas fesselt. Ich bin oft in Gedanken, auch in der Schule, dann passe ich nicht mehr auf und meine Mitschüler sagen, die Lähna guckt wieder in die Luft, aber meistens denke ich nach. Über die Tiere und den Wald. Dann stelle ich mir zum Beispiel junge Wespenbussarde vor, wie sie aus dem Ei schlüpfen. Kleine Wespenbussardchen. Der Wespenbussard ist ein Waldvogel und ein Raubvogel, den ich bewundere, weil er Wespen und ihre Larven frisst. Daher sollte er eigentlich Wespenfresser heißen, denn Honigbienen frisst er nie, niemals. Oder ich stelle mir vor, wie kleine Fuchswelpen geboren werden und noch ganz blind sind und verklebte Augen haben. Ich denke, dass das Wort blind von blenden kommt. Oder ich sehe vor mir, wie ein Fuchswelpen vor dem Uhu oder dem Adler flieht, der das Junge fangen will. In meiner

Vorstellung gelingt es ihm immer zu fliehen, aber in der Natur läuft das anders. Da kann es auch sterben und gefressen werden, und gerade die Jungen sind als Nahrung sehr gefragt.

Früher hat mir Mama Märchen von Waldkobolden und Baumfeen erzählt, die man Dryaden nennt. Sie beschrieb mir die Haare dieser Feen und ihre Kleider aus Nebel und Reif oder aus der Rinde und dem Laub von Bäumen. Wie die Kobolde die Bäume aufhetzen, schneller zu wachsen. Und dass diese Kobolde in den Baumwurzeln knapp unter der Erde wohnen, mit ihrem Baum verbunden sind und sich mit ihm unterhalten, ja sich sogar gegenseitig vor Unglück, Naturkatastrophen oder menschlicher Gewalt schützen. Aber das habe ich ihr nicht geglaubt. Oder doch? Ich erinnere mich, wie ich an den Wurzeln buddelte und diesen Baumkobold ausgraben wollte, um ihn mit nach Hause zu nehmen. In meiner Vorstellung war er nicht nur lieb, sondern so ein kleiner Widerling, der hässlich lacht und die Menschen in der Nacht mit seinem spitzen Fingernagel sticht, ihnen aber auch vieles verrät und beibringt und viel von ihnen verlangt.

Egal. Viel mehr interessiert mich, wie das Kuckuckswibchen seine Eier in fremde Nester legt. Die Tage der kleinen Vögel sind dann gezählt, weil das Kuckucksjunge sie aus dem Nest schubst. Die winzigen Vogeleltern merken es nicht einmal und schaffen es kaum, sich um den riesigen Eindringling zu kümmern, den ihnen die Kuckucksstiefmutter da hineingesetzt hat. Ich stelle mir vor, wie jemand ein großes fremdes Kind zu uns nach Hause bringt, das mich aus dem Bett schubst. Meine Eltern hören komplett auf, sich um mich zu kümmern, Papa kocht diesem Riesen ständig sein bestes Essen,

und während ich in den Wald gehe, füllt das fremde große Kind mein ganzes Zimmerchen aus wie ein Marshmallow.

Mich interessiert auch, wo der Iltis seine Stinkdrüsen hat, mit denen er alle Angreifer abschreckt. Ich denke, am Hintern. Es fasziniert mich zu hören, wie sich Wölfe und Luchse im Böhmerwald immer heimischer fühlen. Ich bin ihr Fan, auch gegen die Menschen. Immer habe ich zu den Tieren und Pflanzen gehalten, auch wenn es natürlich nicht gerade schön ist, dass zum Beispiel der Biber die fleißig gepflanzten Bäumchen vernichtet oder sich dort Dämme baut, wo es niemandem passt, oder dass der Wolf hier und da den Schäfern ein Schäfchen wegfängt. Aber die dürfen das einfach!

In der letzten Zeit ist bei uns allerdings eine merkwürdige Stimmung. Papa und Mama haben mit einem Mal aufgehört zu lachen, und ich weiß überhaupt nicht, warum. Als ich heute aus der Schule kam, saßen sie in der Küche am Tisch und guckten komisch.

„Hallo, ich hab heute eine Ringeltaube gesehen, echt! Ein Stück vor der Siedlung! Mami, kann es wirklich sein, dass das eine Ringeltaube war?!“, rufe ich und renne noch im Anorak in die Küche, aber dann bemerke ich diesen merkwürdigen Gesichtsausdruck meiner Eltern.

„Majnka“, beginnt Mama mit eigenartiger Stimme, „Papa und ich möchten dir was sagen.“

Blitzschnell spule ich in Gedanken ab, was ich wohl angestellt habe. Wo ich etwas verschüttet oder ein vergammeltes Schulbrot hinter der Heizung vergessen habe. Ob ich irgendeine blöde Zensur in Geografie nicht gebeichtet habe. Ob sich die Lehrerin beschwert hat, dass ich mich in der Klasse absondere. Ob meine Eltern denken, ich hätte mit irgendwas ein Problem.

erster herbst

Schließlich komme ich drauf: „Ich weiß. Der Müll. Ich hab ihn vergessen rauszubringen“, erinnere ich mich ziemlich spät. Mama ist manchmal sauer, wenn ich zu Hause nicht helfe, und eben der Müll ist meine Aufgabe. Ich soll selber merken, wenn der Eimer voll ist und ihn raustragen. Aber sie sitzen da, die Köpfe gesenkt, und schweigen. Also versuche ich was anderes: „Die Drei in Tschechisch? Ich hab mir Mühe gegeben. Aber an zwei Stellen hatte ich keine Striche über dem ú. Und dann hab ich noch ein kleines p im Wort Prager geschrieben, weil mir das mit einem großen P falsch vorkam, ich dachte, das ist 'ne Falle. Aber es war keine. Also hab ich eine Drei bekommen, naja.“

Papa holt tief Luft: „Weißt du, Madlenka, Mama ist krank. In einer Woche muss sie ins Krankenhaus und bleibt da eine Weile. Und danach muss sie sich kurieren.“

„Wie, krank? Wie, kurieren? Was fehlt dir, Mami?“, fange ich an zu schniefen, weil ich merke, dass Papas Stimme zittert, also ist es schlimm. „Mami!“, höre ich mich schreien, „ist es was Ernstes?“ Ich weiß nicht genau, was es Ernstes sein könnte, aber das darf ganz, ganz sicher nicht meiner Mama passieren. Auf keinen Fall was Ernstes!

„Setz dich her zu mir, Majnka. Wir wollten es dir erst sagen, wenn es unbedingt notwendig und sicher ist, weißt du. Wir wollten dir aber auch nichts vormachen. In ein paar Tagen gehe ich zur Operation, nichts Schlimmes, und du wirst mich im Krankenhaus besuchen und mir immer Orangen mitbringen, die ich dann nicht esse, ja? Danach werde ich wohl eine Zeitlang zu Hause sein, da schauen wir uns diese Enzyklopädie hier an, die ich dir gekauft hab, schau mal.“ Mama schaukelt mich auf ihrem Schoß wie ein kleines Mädchen und Papa legt die

Hand auf das Buch, das die ganze Zeit schon neben dem Salz und dem Pfeffer liegt. Die beiden Streuer sind von unseren Händen, die auf dem Tisch nach ihnen greifen, etwas speckig, und ich erwische mich dabei, wie meine Gedanken wieder abschweifen und ich diese fettigen Fingerabdrücke ins Visier nehme. Für eine Weile lässt so die Spannung in der Küche etwas nach. Ich bin einfach nicht da.

Mama schiebt diesen herrlichen Wälzer über den Tisch zu mir hin: *Lexikon des Waldes*. Darin ist offenbar absolut alles über unseren ganz normalen mitteleuropäischen Wald: über Pflanzen und Kräuter, über Insekten, Vögel und Raubtiere, über großes, also das Großwild des Waldes, das bei uns lebt, über Spinnen und Mäuse, Raubvögel und Pilze. Eben über alles! Ich bin ganz aus dem Häuschen, blättere wie verzaubert in dem Buch und kann mich nicht sattsehen. Allerdings nur zum Schein. Ich versuche so zu tun, als ob ich mich auf das Lexikon konzentriere, um Mama wissen zu lassen, dass ich ihr Spiel mitspiele – dabei weiß ich sehr gut, dass es nur meine Aufmerksamkeit ablenken soll, damit ich für eine Weile vergesse, wovon hier die Rede war. Aber das Buch ist wirklich interessant, voller Fotos, Zeichnungen und kleiner Infokästchen über Tiere – alles genau richtig, und dabei behandelt es die Kinder nicht, als wären sie dumm und wüssten überhaupt nichts über die Natur. 590 Seiten hat das Lexikon und vielleicht 900 Bilder, das werde ich mal nachzählen. Es verschlingt mich total. Papa sitzt und Mama erklärt. Papa starrt die ganze Zeit auf eine Stelle im Buch, auch wenn wir die Seiten umblättern. 234, 235, 346. Die Buchstaben, schwarz auf weißem Papier, sind beruhigend. Von Mamas Krankheit sprechen wir nicht mehr.



„Babička!“ Meine Oma holt mich von der Schule ab! Das ist ziemlich unglaublich, weil sie noch nie zu mir in die Schule gekommen ist, selbst in der ersten Klasse hat sie nie auf mich gewartet, weil sie ja in Lhotka wohnt. Das ist ungefähr drei Stunden von Prag entfernt, und sie muss dreimal umsteigen. Ich laufe in ihre Arme und stocke nur für einen Augenblick, weil ich mit Thaddäus aus meiner Klasse das Schulhaus verlassen habe und es mir peinlich ist, dass mich überhaupt jemand abholt, wo ich doch schon groß bin, und dann noch Oma, die einem mit ihren ganzen Taschen, den derben Händen und alten Schuhen schon komisch vorkommen kann. Normalerweise würde ich Oma einen Kuss geben und eine Weile mit ihr kuscheln, aber das mache ich erst um die Ecke, damit mich keiner sieht. Oma wirkt entschlossen und geschäftig, sie lächelt über das ganze Gesicht und holt sofort Äpfel und Birnen aus ihrer Tasche, die sie für mich im Garten gepflückt hat. Sie ist direkt vom Bahnhof hergekommen und riecht nach Garten, hat den Duft von reifem Obst bis nach Prag mitgebracht.

„Schau, wie schön golden sie dieses Jahr sind.“ Sie gibt mir eine Butterbirne, zart gestreift und mit Pünktchen, eine goldgelb-grüne. „Und die Äpfel, das sind Renetten, die magst du doch.“ Ich beiße in die Birne in der einen Hand und in der anderen in den Apfel, und wir gehen.

H



„Wollen wir in die Konditorei gehen, was meinst du?“, schlägt Oma vor und wendet sich gleich in Richtung des Platzes bei der Schule. „Dann zeigst du mir, wie wir mit dem Bus zu euch nach Hause fahren.“ Oma kann das nicht?!

„Was machst du eigentlich hier, Babi?“, wundere ich mich, aber dann fällt es mir natürlich ein. Oma ist wegen Mama gekommen. „Und Opa hast du zu Hause gelassen?“, frage ich vorwurfsvoll.

„Aber sicher, Opa ist schon groß, Majda, er kommt allein zurecht, keine Angst. Ich werde jetzt ein paar Tage bei euch wohnen und mich um dich und Papa kümmern, wenn Betty im Krankenhaus ist.“ Oma schaut zur Seite.

„Das ist super, Babi! Machst du mir Liwanzen? Wir müssen auch nicht in die Konditorei!“

20 „Na gut. Ich habe Eier mitgebracht. Von unseren Glucken.“

„Babi, ich bitte dich, sag nicht Glucke. Das ist ein grässliches Wort. Kannst du nicht ganz normal Hühner sagen?“

Als wir um die Ecke sind, nehme ich sie fest an ihrer trockenen Hand. Auf der Handoberfläche treten Adern hervor, und ihre Fingerkuppen haben dunkle Furchen, weil sie ständig in der Erde wühlt und das nach all den Jahren nicht mehr weggeht. Mir gefallen ihre Hände. Hier sieht uns niemand mehr. Oma tätschelt mit der anderen Hand mein Gesicht und lächelt. Das macht sie immer. Ihre Hände duften nach Äpfeln und kratzen wie Reibeisen.

„Kann ich nicht“, lacht sie, „weil es einfach Glucken sind!“



„Hallo Papa! Du bist zu Hause?“, rufe ich an der Tür. Papa ist sonst nie um zwei Uhr nachmittags zu Hause. „Babi

erster herbst

ist da! Hast du das gewusst?“ Keine Antwort wie etwa: „Omas Besuch sollte doch eine Überraschung für dich sein, Majda!“

„Wie ist es ausgefallen, Jindra?“, fragt Oma mit ängstlicher Stimme, und ihre Hand erstarrt in der Luft samt ausgezogenem Schuh.

„Gut, es ist weg“, sagt Papa und atmet dabei aus wie der Luftzug im U-Bahn-Schacht.

„Alles?“ Oma geht – warum auch immer – in den Flur zurück, bleibt dort stehen und schaut auf die geschlossene Eingangstür.

„Was ist weg, Papa? Was alles?“

„Mama sagt es dir selbst, wenn sie möchte. Jetzt ist sie frisch operiert, sobald sie sich etwas erholt hat.“

Papa öffnet eine bauchige Flasche, wahrscheinlich mit Alkohol. Die Flüssigkeit hat eine dunkelbraune Farbe und riecht merkwürdig – bitter, wie verfaultes Holz mit Zimt. Er gießt auch Oma ein: „Nimmst du einen Kurzen?“ Sie stoßen an und kippen es komplett hinunter, dann schütteln sie sich. Einen Kurzen! Dieses Wort hab ich im Leben noch nicht gehört. Einen kurzen Fernet. Den hat Oma wohl als Geschenk für Papa mitgebracht. „Zum Aufwärmen.“

„Ich hasse es, wenn ihr etwas vor mir verheimlicht! Das ist unfair. Ich bin nicht mehr klein. Und was ihr da trinkt, stinkt!“

„Ein Fernet, der ist kurz, doch stinken tut ein Furz! Fernet duftet nach vierzehn Kräutern“, sagt Papa fachmännisch.

„Komm, Majda, lass uns die Liwanzen machen.“ Oma fasst mich um die Schultern, als hätte sie mich gar nicht gehört, niemand erklärt mir irgendwas. Die Liwanzen



Wir sind alle miteinander verbunden – Bäume, Pilze, Tiere und auch Menschen.

Magdaléna mag den Wald, das Moos, den Farn, verschiedene grüne Farbtöne, Tierspuren und Gehörne. Nicht leiden kann sie dagegen ihren unmöglichen Namen, Tierheime, in denen Tiere eingesperrt sind, und die Biolehrerin, die für ihre Begeisterung wenig Verständnis zeigt. Aber vor allem hasst Magdalena Parasiten, Galläpfel an den Blättern der Bäume und Krebse. Warum? Weil ihre Mama krank ist.

Dies ist die starke Geschichte eines Mädchens, dessen bisherige Sicherheiten ins Wanken geraten, nachdem eine ernste Krankheit in das idyllische Leben ihrer Familie eingedrungen ist. Mit Sprachwitz und Humor, mit Empathie und der richtigen Dosis an Emotionen bringt die Autorin Kindern ein Thema näher, das selbst Erwachsene oft meiden.

Für Kinder ab 9 Jahren und die ganze Familie.

